

Es gibt nicht viele Menschen, merke ich nach dem Tod von Nasr Hamid Abu Zaid, von denen wir sicher sagen können, daß unser Leben ohne sie grundlegend anders verlaufen wäre. Die meisten, um die wir trauern, waren schon immer da oder haben bestimmte Lebensabschnitte geprägt, wir verbinden mit ihnen unseren eigenen Alltag oder einschneidende Erlebnisse. Vielleicht haben sie, ohne es zu ahnen, zufällig eine Weiche gestellt, die unser Zug kurz darauf passierte. Abu Zaid hat mich auf einen Gleis gesetzt. Als Anfang Zwanzigjähriger studierte ich in Kairo Arabisch und begann zu ahnen, was es mit dem Koran auf sich hat, oder für den Anfang nur zu begreifen, was es mit dem Koran nicht auf sich hat – daß er nicht ein Buch ist oder nicht nur, das man aufschlägt und liest, um Rechtleitung zu finden, nachvollziehbare Geschichten oder jedenfalls brauchbare Informationen.

Neben unserer Wohnung am tumultuarischen Opernplatz mitten in der Mitte der Stadt lag eine Moschee, deren mannsgroßer Lautsprecher an meinen Balkon angebracht war. Die Moschee hatte einen Sänger, der oft und vor allem jeden Morgen vor dem Frühgebet, also praktisch nachts, vor Sonnenaufgang, lange den Koran vortrug. Anfangs wachte ich noch jedesmal auf, ärgerte mich auch oder nahm mir vor, das Zimmer zu wechseln, aber nach und nach ging der Koran in meinen Träumen auf und bereitete mir im Dämmerzustand zwischen Schlafen und Erwachen ein, ja, so muß ich es nennen, ein paradiesisches Erleben, so friedlich und entrückt wie auf Wolken. Die Moschee hatte einen Prediger, der täglich in höchster Tonlage und furchterregender Dramatik aus dem gleichen Lautsprecher kreischte. Alles, was mir am Islam Unbehagen oder gar Abscheu bereitet, Aggressionen und die Reduzierung allen Lebens auf richtig und falsch, erlaubt und verboten, himmel- oder höllenwärts, verbinde ich mit dieser Stimme, wegen der ich bis zum Ende des Studienjahr in Kairo dennoch mit meinem Zimmer haderte.

Abu Zaid erklärte mir beides, den Gesang und das Geschrei und wie sie zusammenhängen. Anfang der neunziger Jahre kursierte sein Buch „Der Begriff des Textes“ unter religiös interessierten Intellektuellen als literaturwissenschaftliche Grundlegung einer aufgeklärten Koranwissenschaft. Ich sah es bei meiner Freundin und begann noch in ihrem Bett darin zu lesen, ohne daß ich bereits Arabisch verstand. Mit Abu Zaid, durch dessen Buch ich mich Seite um Seite arbeitete, lernte

ich es, lernte es so gut, daß ich gegen Ende des Studienjahres wagen konnte, ihn um ein Interview zu bitten.

Ich betrat erstmals den Campus der altehrwürdigen Kairo-Universität mit ihren riesigen Palmen und gelblichen Gebäuden, denen man trotz der Überfüllung, des bröckelnden Putzes und der Verwahrlosung, in die sich das Land ergeben zu haben schien, noch den Enthusiasmus und die Neugier einer Gründerzeit anmerkte, den Aufbruch Arabiens in die Moderne, und fragte mich durch die Korridore und Dozentenbüros, bis ich ihn unter anderen, älteren Kollegen sofort erkannte, einen kleinen, damals noch nicht ganz so dicken, glattrasierten Mann mit großer Hornbrille und kurzen krausen Haaren, hoher Stirn und breitem Mund, unter den Kairiner Bildungsbürgern eine ländliche Erscheinung, wie ich vermutete und bald bestätigt bekam, aufgewachsen auf dem unterägyptischen Dorf, Halbweise, mit sieben Jahren den Koran auswendig und so weiter, ein noch viel weiterer Weg als meiner an die Kairo-Universität.

Ich hatte ein Aufnahmegerät dabei ohne Idee, wer an einem Interview mit einem Korangelehrten interessiert sein könnte, den im Westen nicht einmal die Korangelehrten kennen, vielleicht nur als Vorwand oder um mich wichtig zu machen, und stellte es auf einen langen Tisch, einen Besprechungstisch, glaube ich, der das Durchgangszimmer mit seinen kahlen beige-grauen, natürlich abgeblättern Wänden voller Flecken fast ausfüllte, so daß die Stühle aus dunkelgrauem Eisenrohr mit Sitzpolster aus Plastik auf der einen Seite des Tisches aufeinandergestapelt worden waren, damit man überhaupt durchkam. Ich weiß nicht mehr, ob jemand durchkam, während ich Abu Zaid interviewte, es ist so lang her, ziemlich genau die Hälfte meines Lebens, ich weiß nur noch, daß das Zimmer anfangs voll war und ich mich fragte, wie man sich hier in Ruhe unterhalten könne, und dann war es ganz leer, nur Abu Zaid und ich saßen gedrängt zwischen die abgeblättern Wand und den Besprechungstisch auf zwei Stühlen einander zugewandt. Es war offensichtlich, daß ihm meine Fragen gefielen; der Koran als ästhetisches Ereignis ist ägyptischen Intellektuellen, denen Religion nur Religion ist und nicht mehr die Melodie ihres Alltags, keineswegs geläufig, oder die Religion ist nur Religion und alle Melodien des Teufels, damit die gesamte Tradition. Sehr weit voneinander entfernt, aus den denkbar unterschiedlichsten Blickwinkeln hatten wir beide das Gleiche gespürt - er vor mir und hatte es auch schon literaturwissenschaftlich benannt: Gott ist schön.

Und sehr weit voneinander entfernt, aus den denkbar unterschiedlichsten Blickwinkeln fürchteten wir den Vormarsch der Zeloten – er vor mir und wurde auch schon von ihnen ins Visier genommen.

Als ich nach Deutschland zurückkehrte, hatte ich das Thema gefunden, das mich mit meinem Studium versöhnte. Vor Kairo und noch für lange Zeit wollte ich immer ans Theater und bin in die Orientalistik eher wie in eine Fron gestoßen worden. Mit der Moschee im Ohr und Abu Zaid als Augenöffner begriff ich, welche Aufgabe ich und nur ich in der Orientalistik zu verrichten hatte, der das Fachgebiet mit den Augen des Theatergängers betrat. Nur ich unter allen und zumal allen deutschen Orientalisten sah, so kam es mir – in, wie sich herausstellen sollte: erstaunlich geringer Verstiegenheit - vor, daß der Koran gehört, erlebt und genossen werden wollte, wie es nebenan die Moscheegänger taten und ringsum die Taxifahrer, Händler und Handwerker, die ich fragte, warum sie das Wort Gottes in den Rekorder geschoben hatten und nicht irgendeine Musik. Nicht weil die Botschaft so bedeutend und die Lehren so erbaulich - weil der Koran so schön sei, antworteten sie stets.

Er hingegen, ausgerechnet er, wurde zu einem der muslimischen Verfolgten, die es auf die Titelseite der *New York Times* bringen, unser Interview, das niemand interessiert hatte, zu einem Objekt der Begierde. Er hätte vor Gericht nur das Glaubensbekenntnis aufsagen müssen, die Anwälte drängten ihn dazu, zwei Halbsätze, dann hätte sich der Tatbestand der Apostasie erledigt. Abu Zaid weigerte sich, die Apostasie als Tatbestand anzuerkennen. An der Universität Bonn gründeten wir ein Unterstützungskomitee mit Prominenz und Veranstaltungen, auf denen wir erklärten, warum Abu Zaid nicht als Salman Rushdie taue, der natürlich auch nicht umgebracht werden dürfe, aber doch ein ganz anderer Fall sei. Abu Zaid's Fall zeige, schrieb ich in meinem ersten großen Artikel fürs überregionale Feuilleton, daß der Konflikt der Kulturen mitten durch den Islam verlaufe. Das klingt etwas banal, war 1993 in Deutschland jedoch durchaus eine Neuigkeit und trug ich mit solcher Verve vor, daß ich fortfahren durfte mit Artikeln, aus denen sich bis hin zum ersten Buchvertrag noch alles mögliche ergab. Selbst an meiner Ehe hat Abu Zaid Anteil, erinnerte meine Frau mich jetzt: Unsere Augen trafen sich im Hauptseminar, während ich das Referat über seine Hermeneutik hielt. Mit deutlich weniger Verve brachte ich es dennoch zuende.

Ich sah Abu Zaid am Kölner Bahnhof wieder und zeigte ihm als erstes den Dom. So eine große Kirche, und er war so klein geblieben, wegen Kummer oder einer Drüsenkrankheit noch dicker geworden, stand davor staunend wie einer aus dem unterägyptischen Dorf, nicht wie ein Koranglehrter. Auf den Veranstaltungen – besonders wenn Muslime im Publikum saßen, die ihre Toleranz dadurch unter Beweis stellten, daß sie ihn nicht umbringen wollten – erlebte ich ihn kämpferisch und manchmal zornig. Jenseits der Podien war er dankbar für die Zuneigung, die er hin zu unseren Eltern, Nachbarn und Kommilitonen bei allen auslöste, und sehr genügsam, mischte die Soßen der persischen Reisgerichte, wie es sich nicht gehörte, und aß, wenn es schnell gehen mußte, auch die Penne Gorgonzola bis zum letzten Bissen auf, die ihm unmöglich schmecken konnte. Wenn wir einen Staatsvertreter besuchten oder er Interviews gab, hielt ich mich eben soweit im Hintergrund auf, daß ich dennoch immer für ihn da war. Ohne ernannt oder gewählt zu sein, war ich der Vorsitzende, Sprecher und Generalsekretär des Unterstützungskomitees Nasr Abu Zaid, meine erste öffentliche Funktion und vielleicht meine wichtigste bis heute.

Ich achtete seine Gelehrsamkeit, bewunderte seinen Mut, aber vor allem vertraute ich ihm, vertraute auf sein reines Herz, ohne jemals in der zweiten Hälfte meines bisherigen Lebens auch nur eine Sekunde an seiner Lauterkeit zweifeln zu müssen, wie es sonst im Leben doch immer Sekunden gibt, in denen selbst die Liebsten Zweifel wecken. Daß auch er mir vertraute, wie einem Sohn, so sagte er, trug ich mit mir wie ein Siegel, daß ich ganz unnütz nicht geworden war. Unsere Geschichte war ja erst am Anfang, seine Frau Ibtihal Younes, Professor Ibtihal Younes, wie er gern betonte, vorerst nur ein Name, die beiden noch nicht im holländischen Exil, wo wir sie jedes Jahr mindestens einmal besuchen wollten. Auch das Buch stand noch aus, das ein Kapitel über unsere Geschichte enthält, Stand 1998: drei, vier Tage lang befragten Chérifa Magdi und ich ihn im Arbeitszimmer unserer Wohnung, das wir zum Konferenzraum und Gästeappartement umgebaut hatten. Meine Tochter war eben erst auf die Welt gekommen und lag während der Aufnahmen oft bäuchlings auf meinen Oberschenkeln. Daß Neil Young bei Dreimonatskolik hilft, auch das konnte Abu Zaid bezeugen.

Er und Ibtihal hätten es so viel einfacher haben können, hätte er sich nur wie andere mit den Zuständen arrangiert, mit den beiden Professorengehältern wenigstens ein

Mittelklasseauto und eine Ferienwohnung am Mittelmeer oder mit einer Zweitstelle in einem der Emirate locker Limousine und gleich die Villa. Statt dessen fuhren sie im Kleinwagen täglich aus der Trabantenstadt anderthalb Stunden nach Kairo, Ibtihal am Steuer plötzlich panisch, weil sie so schlank war und er so dick. Was tue ich? schrie sie, wenn jemand auf dich schießt, ich kann mich vor dich werfen, aber mein Körper bedeckt von deinem nur einen Schlitz. Andererseits bist du so dick, daß die Kugel in Deinem Fett stecken bleiben könnte. Dann lachten sie, erzählte Abu Zaid im umgebauten Arbeitszimmer, und Chérifa und ich lachten mit, und ebenso meine Frau, die wir beim Abendessen mit den anrührendsten Geschichten unterhielten.

Er, der als Kind bereits den Koran auswendig beherrscht, später die Mutaziliten, die Mystiker, die großen Rhetoriker und die Poesie des Korans erforscht hatte, er wußte besser als alle, die ihn verfolgten, verteidigten oder im Westen vereinnahmten, was am Islam war und hielt fest, als die Zeloten im Namen desselben Islams zu seiner Ermordung aufriefen, ihn und Ibtihal vor Gericht durch drei Instanzen scheiden ließen und schließlich aus dem Land vertrieben. Mir schien, daß er nicht einmal haderte. Ohne meine Frage recht zu verstehen, antwortete er: Als ihm der Boden unter den Füßen weggezogen worden sei, habe er Halt doch gerade im Gebet gefunden. Nein, am Glauben haderte er nicht, aber an seinem Land, das er liebte, wie jemand es vielleicht nur lieben kann, der im Dorf mit der Koranschule begann, in der Provinzstadt das Gymnasium besuchte, in die Hauptstadt zog, um als ältester Sohn die Geschwister zu ernähren und es als Professor bis an die altehrwürdige Kairo-Universität brachte, der sein Land also von oben bis unten kannte und sich immer als dessen Diener begriff. Die Religion, das waren die Schriften, der Prophet und die Heiligen, die nichts dafür konnten, was in ihrem Namen geschah. Das Land hingegen, das waren seine Mitmenschen und Kollegen, die sich mit Verhältnissen abfanden, in denen einer den anderen verketzerte, nicht irgendwelche Terroristen, nein, Anwälte und höhere Staatsbeamten, die das Scheidungsverfahren anstrebten, die namhaftesten Publizisten, die ihn zum Feind des Islams stempelten, ohne auch nur ein Buch von ihm gelesen zu haben, Professoren der Azhar-Universität, die öffentlich seine Hinrichtung verlangten, eine Herrschaft, die sich gleichzeitig mit Islamisten und den Amerikanern zu arrangieren verstand, nur nicht mit den Menschenrechten. Tief empfand er, daß sein Land ihm Unrecht getan hatte, und wollte, wie er im Arbeitszimmer sagte, nicht einmal als Leiche zurückkehren, ohne rehabilitiert worden zu sein, wie und durch wen auch immer.

Vor ein paar Wochen meldete sich nach Jahren wieder Chérifa auf dem Anrufbeantworter und bat um einen Rückruf. Bereits in Turnschuhen und kurzer Hose wollte ich Tennis spielen gehen, als ich die Nachricht abhörte. Die böse Ahnung, wegen der ich zurückrief, bestätigte sich. Abu Zaid war nach Ägypten zurückgekehrt, nicht als Leiche, aber bewußtlos in Folge einer Gehirnhautentzündung, die er sich in Indonesien zugezogen hatte. Weil ich nicht wußte wohin, ging ich dennoch Tennisspielen und verlor zweimal 0:6. Ich hätte hinfliegen sollen, aber Ibtihal sagte, daß wegen der Art der Entzündung niemand anderes ihn auf der Intensivstation besuchen dürfe, nicht einmal die Geschwister. Ich hätte dennoch hinfliegen sollen, um mich eben so weit im Hintergrund aufzuhalten, daß ich immer für ihn da gewesen wäre.

Das letzte Mal sah ich ihn – wie beschämend festzustellen, daß es so lang schon her ist - Weihnachten 2006, das wir bei der deutschen Schwiegermutter feierten, mit Braten und Tannenbaum und allem, was sich gehört. Ibtihal war in Kairo, wo sie ihre Vorlesungen wieder aufgenommen hatte, damit sie nicht ebenfalls ihre Rentenansprüche verliert. Außerdem, so betonte er gern, war sie ganz unabhängig von ihm Professor Ibtihal Younes und sollte es bleiben. Wie so oft war er seit Wochen ganz allein gewesen in Holland, in irgendeiner Vorstadt von Leiden, wo er ohne Rentenanspruch lehrte, in einer kleiner Wohnung mit niederländischem Mobiliar und nach Jahrzehnten in der tumultuarischsten aller Städte endlich wieder so beschaulich wie einst in dem unterägyptischen Dorf, wie er mir seine Einsamkeit schönredete, und hatte nicht lang gezögert, als ich ihn nach Köln einlud. Das ist mein letztes Bild von Nasr Hamid Abu Zaid: Der Koranglehrte auf dem Sofa vor dem Weihnachtsbaum meiner deutschen Schwiegermutter, dankbar lächelnd.

Und der Gesang und der Geschrei und wie sie zusammenhängen? Dafür gibt es ja die Bücher, die des Meisters, des Schülers und das eine, das sie gemeinsam schrieben.